

Die Zeitungszeit

Nr. 23

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Stephan, der Schmied.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung)

Fansch sprach noch ein paar Worte mit dem Händler, dem er die Schlüssel der Schmiede übergab, dann murmelte er ein „Vorwärts“ und der Wagen fuhr ab. Kain und der Schmied schritten hinter demselben. Halthheimer blickte ihnen nach und besann sich. Hatte er nicht

aus, Walthheim zu. Die Sonne schwamm höher an den blauen Himmel hinauf. Die Aube, Knechte, der Schmied und Kain, der Bub, warfen ihre Mittel auf den Wagen. Ihre Schatten und der des Gefährts liefen, scharf begrenzt, mit drolligen Bewegungen ihnen zur

in zwei Hälften geteilt war, so daß sie am Eingang schon die Stelle zu sehen vermochten, wo sie es jenseits wieder verlassen würden. Auch hier war die Straße, da es noch frühe am Tage war, wenig begangen. Aber an den Fenstern und Haustüren zur Rechten und Linken regte



Gezeichnet von Franz Kaufmann, München.

Mühle im Schwarzwald. Nach dem Gemälde von C. E. Fahrbach.

recht gehört oder hatte der Schmied nicht eben seinen Bub „Franz“ genannt? Hatte der Alte sich befehrt? Wollte er dem armen Menschen das Schandzeichen abnehmen?

Der Wagen rollte auf knarrenden Rädern gemächlich über die Straße hin, in den Waldstreifen hinein und aus demselben wieder hin-

Seite. Der Tag war sehr still, die Sonne allein herrschte und warf ein so volles Licht auf die weiße, ruhige und lange Landstraße und die weiten ebenen Matten zu ihren beiden Seiten, daß die Menschen in dem großen hellen Lichte wie Spielzeug sich ausnahmen. Jetzt gelangte der kleine Zug ins Dorf, das durch die Straße

es sich. Das Rollen des Wagens weckte die Walthheimer Gasse. Einer winkte oder rief den andern heran. Der Zug Fansch's konnte Spieghel laufen. Er und Kain gingen mit gelenkten Köpfen, der Schmied, weil es keine mürrische Art war, der Bub schen, weil er wußte, daß jetzt noch einmal alle Augen und

Zungen seinetwegen Arbeit hatten. Wenn von da und dort her den beiden, die kaum zur Seite schauten, ein Gruß kam: „Ade, Schmied!“ „Gute Reise, Fausch!“ murrte dieser ein: „Ja ja“ oder ein Wort, das keiner verstand; nur selten trat er zu einem seiner Kunden oder sonstigen Bekannten, gab ihm die Hand und sagte wohl ein „Nest gehen wir“ oder etwas Ähnliches, wandte sich gleich und ließ die stehen, die gern noch nach dem und jenem gefragt hätten. So kamen sie ans Ende des Dorfes und daraus hinaus wieder auf die freie, gerade Straße. Stain atmete auf. Wie das Geräusch des Ortes hinter ihnen still wurde, so mußte auch das Gerüde zu Waltheim sich geben, wenn sie ihn nicht mehr sahen.

Dann ging ihre Reise weiter. Zwei Tage lang zogen sie durch ebenes Land, rasteten da und dort in bescheidenen Wirtshäusern für die Mahlzeiten und für die Nacht, und die Ketten hoher Berge, die ihnen den Ausblick nach Süden wehrten, rückten näher und näher. Stephan Fausch und Stain schritten immer an der gleichen Stelle hinter dem Wagen her. Sie sprachen nicht viel. Aber wo sie Leuten begegneten oder durch Dörfer kamen, folgten ihnen neugierige und erstaunte Blicke; denn es war, als gingen Nacht und Tag in leibhaftiger Gestalt nebeneinander durchs Land. Fauschs Kleider waren dunkel und grob, er trug nie andere. Schwer und weit hingen sie um seine plumpe Gestalt, die Hände, die aus den Ärmeln sahen, waren geschwärzt, und zu ihnen paßte der große Kopf, der auf den breiten Schultern wie zum Stoß vorgeneigt saß; das dicke krause Haar war tiefschwarz, die Haut des Gesichts wie von fremder, heißer Sonne verbrannt. Neben ihm schritt Stain fast klein von Wuchs, obwohl er über Mittelgröße ragte. Das Ebenmaß seiner Glieder trat seltsam zutage. Er hatte einen freien, kräftigen Schritt. Sein bartloses Gesicht aber erschien fast wie das einer zarten, schönen Frau neben dem braunen des Vaters. Er trug sauberes Gewand von hellem Stoff und sein blondes Haar, das wie dasjenige Fauschs keinen Hut deckte, schimmerte in der Sonne.

„Den Kerl sieh an,“ sagten, wo sie durchzogen, die Leute von Fausch; dann stießen sie einander an: „Den hübschen Bub sieh, den neben ihm.“

Am dritten Tage schlossen sich dunkle, tannenbewachsene Berge im Halbkreis um ihre Straße. Tiefer und tiefer führte diese zwischen die hohen Wände hinein. Bald wurden die letzteren schroffer, wuchsen zu turmhast aufsteigendem wilden Felswerk, von dessen höchster Höhe der Schnee leuchtete. Dann hob die Straße zu steigen an, wand sich an diesem, dann an jenem Berge hinauf, immer höher hinauf in ein wildes Tal, dessen Dörfer wie angeklebt an steilen Lehnen hingen und nicht mehr freundliche weiße oder gelbe blumengeschmückte Häuser hatten wie die Talorte, sondern sturmbraune Hütten und arme, schindelbedachte Kirchtürme. Die Fuhrknechte bekamen Arbeit; denn die Pferde hatten schwer zu ziehen. Sie fluchten viel, aber da und dort, wo die Straße zu steil wurde, legten Fausch und der Bub die festen Schultern an den Wagen und schoben von hinten den Pferden zur Hilfe. Die Katharina saß immer auf ihrer Kiste, nickte dann und wann, oft und oft ließ sie den Blick auf Stains Gesicht haften; der war immer ihre Augenweide gewesen.

Die Sonne wollte ihnen wohl. Sie ging immer und immer mit ihnen. Aber der Himmel ob ihnen wurde enger, so schwer und hoch daranaufgebaut standen die Berge. Endlich blieben sogar die dunkeln Tannen hinter ihnen zurück, dann die letzten Dörfer. Zu beiden Seiten ihrer Straße lagen jetzt grüne, baumlose Alpweiden, mächtig sich wölbende Lehnen, und aus diesen stieg eine Welt weißen, strahlen-

den Gebirgs: Gletscher, Finnen und Warten. Manchmal kam der Schnee schon dicht an ihren Weg heran. Stain, der während der Talreise, wenn die Straße leuteleer war, oft vor sich hin gesungen hatte, war verstummt. Er machte nur große verstaunte Augen und manchmal blieb er stehen und atmete tief auf; denn die Luft war da oben von seltsamer Reinheit und Kraft. Und zu seinem Staunen verhielt auch der Vater den Schritt, sah die Welt aus Steinen und Alpengrund und Schnee an, und einmal sagte er mit tiefer, dumpfer Stimme zu ihm: „Ist es nicht schön, du?“

Nun wurde ihr Weg immer öder, steile Geröllhalden lösten die Alpen ab; manchmal schien es, als höre die Straße, von einem Stein tor verschlossen, plötzlich auf. Aber wie ihnen seit einem Tage schon Wagen, Fußgänger und Säumer in großer Zahl begegnet waren, trafen sie auch hier ihnen entgegenkommende Leute, Gefährte und Tiere. Auf einmal taten sich die grauen Felsen voneinander und sie gelangten auf eine ausgedehnte Hochebene. Die Straße führte zwischen zwei kleinen, stillen und düsteren Seen hindurch, drei starken und unfreundlichen Gebäuden zu. Das war das Hospiz auf dem Welschberge.

Stephan Fausch stand wieder am Anboß, wie in seiner Schmiede zu Waltheim, und seine Werkstätte war schwärzer und düsterer noch als die in der Waldschmiede. Sie hatte ein einziges blindes Fenster, aber eine mächtige Tür. Der Oberbau des aus großen Granitblöcken gemauerten Hauses, in dem sie sich befand, ragte weit über diese Tür hinaus und ruhte auf hölzernen Säulen, so daß eine Art gedeckter Vorhalle entstanden war. Die Sonne fand nie Einlaß in den finsternen Raum, aber Stephan Fausch zürnte das nicht. Er selbst hatte kaum in eine freundlichere Werkstätte gepaßt.

Das große Gebäude war das älteste der Hospizbauten. Hier hatten einst die Mönche gehaust, die viele Jahre hindurch die Passherberge gehalten. Jetzt wuchs der Verkehr auf der Welschbergstraße von Jahr zu Jahr. Im zehnten Jahre schon betrieb der Hospizwirt Simmen das neue Gasthaus, das der alten Herberge gegenüberstand, und war in dieser Zeit ein hablicher Mann geworden.

Stephan Fausch, dessen Hammerschläge in die große Stille eines wolkenlosen Morgens, des zweiten, seit sie das Hospiz erreicht hatten, klangen, war derselbe, der er immer gewesen war. Er trug das steife, zerfetzte Schurzfell, das ruffige Hemd, und neuer Kohlenstaub saß ihm schon im wirrlockigen Haar.

„Herrgott!“ lachte der dicke Simmen, der, an einer der Holzsäulen lehrend, in die Werkstätte schaute, „auf die Schönheit hat er nicht gesehen, der Hallheimer, als er uns Euch hergeschickte.“

„Ihr habt vergessen, es in den Vertrag zu setzen, daß einer schön sein muß, wenn er Eure Schmiede will,“ sagte Fausch; aber er lachte hinterher auch — ein seltsames, heiteres Lachen — und trat zu Simmen heraus. Irigendwie hatten sie Gefallen aneinander, vielleicht erkannte jeder am andern, daß er schwere Arbeit gewohnt war und zum Leben brauchte.

Simmen war in Wort, Gebärde und Gestalt ein Bauer wie Fausch, weniger knorrig, kehäbiger, aber stark und breitschultrig. Er hatte ein feistes, rotes Gesicht, das ein grauweißer Bart umrahmte, war nicht so groß wie der Schmied, aber ein stattlich gewachsener Mensch, schleppte ein Bäuchlein, hatte schwere Arme, aber bei der Arbeit war er schnell wie ein Schlanker und Junger. Sein Gesicht hatte einen klugen Ausdruck, und seine Rede war herrlich und laut; es war ihm anzumerken, daß er auf diesem Berge wie ein kleiner König saß, dessen Stimme allein in seinem Reiche gilt.

Auf dem mit zerfahrenen und zertretenen Steinplatten belegten Hofe zwischen den beiden Gebäuden wurde es lebendig. Säumer und Reisende, die über Nacht im Hospiz geherbergt hatten, schickten sich zum Ausbruch an. Ein Knecht führte zwei Pferde dem Schmied an die Werkstätte; der ergriff in seiner kurzen, eigenmächtigen Art des einen Halfter und band es fest, fragte nicht, was für Arbeit zu tun er warf nur einen Blick auf das eine Tier und das andere und ging ans Wechlagen des ersten. Der Knecht war gewohnt, mit Hand anlegen zu müssen, allein Fausch schien seine Hilfsbereitsamkeit nicht zu sehen, meisterte das Pferd allein und jeder seiner Griffen war rasch und von eigentümlicher Sicherheit. Simmen sah den Knecht und dieser den Wirt an; dann lachten beide. „Der kann, was er kann,“ sagte der Letztere. Dann wollte er sich entfernen. Aber Stain kam mit einem Eimer Milch von einem der kleinen Ställe, die verstreut in den Hospizmatten standen, gegen die Werkstätte geschritten, und als er erblickte, blieb Simmen, ihn betrachtend, stehen.

Der Morgen war warm, denn es war Sommer, und das Licht der Sonne quoll jetzt schon in die Matten hinab, von woher der Bursche kam. Er ging barfuß, tal es den Alpknöcheln nach, war es auch als Kind gewohnt gewesen. Seine zertragene Hose war bis über die Knöchel aufgekrenpelt, ebenso waren ob demsärmel bis fast zum Ellbogen zurückgeholt. So kam er mit leichten, wiegenden Schritten daher, nur mit Hemd und Hose angetan. Neben ihm war von einer jugendlichen Frische und Freie.

„Sapperment, Sapperment,“ sagte Simmen.

Fausch ließ sich in seiner Arbeit nicht stören. Nur einmal sah er flüchtig, fast heimlich, dem sich nähernden Burschen hin.

„Einen stattlichen Buben habt Ihr, Fausch,“ fuhr Simmen fort.

Der Schmied murrte etwas. Während er Nagel an Nagel in das Eisen des Pferdes trieb, ahnte keiner, daß sein Atem rascher ging und daß Simmens Worte eine unbändige und zum erstenmal befreite Freude in ihm genossen hatten. So — mit einem stürmischen Stolz in sich — war er in den Tagen zur Maria gegangen, da er sich mit ihr versprochen hatte.

Jetzt kam Stain und grüßte im Vorübergehen: „Tag!“

„Tag,“ gab Simmen den Gruß zurück und wandte sich an Fausch: „Wie heißt er, der Bub?“

Da sah der andere mit störrischem Gesicht auf und gab so langsam Antwort, als wenn er sich erst besinnen, und dann noch, als wenn er an den Worten: „Franz heißt er, der Bub.“ In diesem Augenblick hatte der Stämmiger wieder Gewalt über ihn, und als Stain, der die Milch ins Haus gestellt, eben erst zurücktrat, zwackte ihm die Faust, daß er ihn packte, ihn zum Wirt vor die Augen stellte und sagte: „Stain heißt er. Ich habe es wollen und wills, daß er das Namen haben soll.“ Der innere Streit war noch nicht zu Ende in Stephan Fausch.

Jetzt rief eine Stimme vom Gasthaus her nach dem Wirt, eben als Fausch seine Arbeit beendete. Simmen machte Miene hinüberzugehen, aber das Mädchen, das ihn gerufen hatte, trat vor das Gasthaus, sah sich nach ihm um und kam neugierig hinüber; dann winkte er völlig heran.

„Da könnt Ihr meine sehen, Schmied,“ sagte er, „die einzige und ein später Blust. Es war schon, als sollte das Haus ganz leer bleiben.“ Er legte den Arm um die Schulter des fünfzehnjährigen Mädchens, das sich näherte hatte, und schob es zu Fausch hin.

Der Knecht führte jetzt die beiden Pferde hinweg. Dann näherte sich Stain und brachte Fausch zum Morgenbrot kommen. (Fortsetzung)

Minna Kautsky.

Von Marie Kunert.

Es dürfte kaum eine sozialdemokratische Familie geben, welcher der Name Minna Kautsky nicht wohl vertraut wäre. Man kennt sie allerorten, wo sozialdemokratische Tageszeitungen, wo die „Neue Zeit“ und die „Neue Welt“ gelesen werden, als die feiselnde Erzählerin einer stattlichen Zahl von Romanen, Novellen und Skizzen, als die Verfasserin von interessanten literarischen und sozialen Studien. Sie nimmt unter den Romanautorinnen der Gegenwart insofern eine Sonderstellung ein, als sie die Weltanschauung des Sozialismus in sich aufgenommen, ihr ganzes Wesen gleichsam in ihm verankert hat. Von diesem festen Ausergrund aus gewann sie eine tiefere Einsicht in die großen realen Zusammenhänge der Gesellschaft, vermochte sie die Kämpfe und Leiden des Volkes in der richtigen Perspektive zu erfassen und künstlerisch zu gestalten. Darin ruht die nachhaltige und eigenartige Wirkung ihrer Arbeiten, die durchweg moderne Probleme behandeln.

Am 11. Juni 1837 wurde Minna Kautsky, die am Dienstag ihr 70. Lebensjahr vollendet, in Prag in der schönen Steiermark geboren. Sie war das älteste von sieben Kindern eines nicht eben begüterten Theatermalers, der seine zahlreiche Familie nur unter schweren materiellen Sorgen zu erhalten vermochte. Im Jahre 1845 siedelte die Familie nach Prag über, wo der Vater am deutschen Landestheater als Dekorationsmaler angestellt worden war. Als die Revolution von 1848 auch nach Prag hinübergriff, stand die elfjährige Minna, die ein ebenso temperamentvolles wie gewecktes Kind war, mit ihrem ganzen jungen Herzen auf Seiten der Revolutionäre. Eine Barricade war in unmittelbarer Nähe ihres Elternhauses erbaut worden, und in kindlichem Uebermut kletterte Minna, so oft es nur irgend anging, über sie hinweg, um bei dem jenseits der Barricade wohnenden Krämer kleine Einkäufe für den Hausbedarf zu machen. Doch dieses seltsame Verwägen fand schnell ein jähes Ende. Wütende Straßenkämpfe durchtobten die Stadt, die Barricade fiel gleich zahlreichen anderen, und Adolph Windischgrätz, der mit seiner Soldateska es Anstandes nicht Herr werden konnte, ließ schließlich Prag von den die Stadt beherrschenden Anhöhen aus in Brand schießen. Da sich Minnas Mutter, die unmittelbar vor ihrer Niederkunft stand, mit den Kindern in das Kellergeschloß des Hauses, während der Vater in den Reihen der Bürgerwehr kämpfte. Man plante eine Flucht aus der Stadt, die aber nicht mehr zur Ausführung kam, da die Barricadenkämpfer sich, als der Zuzug des tschechischen Landsturmes ausblieb, nicht zu halten vermochten und der tapfer geführte Aufstand damit sein Ende erreichte.

Um diese Zeit bekam Minna für ungefähr zwei Jahre den ersten geregelten Unterricht in einer zweiklassigen Volksschule. Bis dahin hatte sie von dem Vater eine mehr anregende als gründliche Unterweisung in einigen Wissensgegenständen erhalten. Sie selbst hat die Dürftigkeit ihrer Schulkenntnisse später oft schmerzlich empfunden. Damals genöß sie dafür die Seligkeit der Kinderzeit doppelt und faßte schon früh ein leidenschaftliches Interesse für die Welt des Theaters, die ihr ja leicht zugänglich war. Diese ständigen Beziehungen zum Theater legten die in dem phantasiereichen Mädchen vorhandene künstlerische Begabung an, die sich in allerlei mimischen Versuchen und in der Aufführung kleiner, selbsterfommener Soloszenen äußerte.

Minna wuchs heran und sah, wie schwer der teure Vater den seine und der Seinigen

Existenz zu ringen hatte. Diese Erkenntnis zusammen mit dem immer stärker hervortretenden schauspielerischen Talent weckte den Wunsch in ihr, sich auf eigene Füße zu stellen und zur Bühne zu gehen. Mit vierzehn Jahren debütierte sie bereits in einer Knabenrolle und fand vielen Beifall. Sie war damals Mitglied einer Privatbühne, des Prager Niels-Theaters, das die Vorschule für eine Anzahl tüchtiger Künstler wurde. Hier lernte sie etwas später den Landschaftsmaler Johann Kautsky kennen, der die sechzehnjährige Minna als Gattin heimführte.

Es ging ihnen nicht gerade glänzend. Kautsky war zwar talentvoll, aber noch jung und wenig bekannt. Was lag da näher, als daß die junge Frau trachtete, ihre reichen Fähigkeiten an einer öffentlichen Bühne möglichst vorteilhaft zu verwerten. Sie erhielt auch wenige Monate nach ihrer Verheiratung ein Engagement als Darstellerin jugendlicher Liebhaberinnen am Stadttheater in Olmütz. Dort wurde sie nur in ersten Rollen beschäftigt gegen eine Anfangsgage von ganzen 35 Gulden monatlich. Man stellte damals noch keine großen Anforderungen an Toiletten auf der Bühne. Trotzdem kann man sich leicht vorstellen, welche Selbstaufopferung für eine junge Künstlerin dazu gehörte, sich mit einer so bescheidenen Summe einzurichten. Dabei wurden ihr geradezu ungeheuerliche Anstrengungen zugetrieben. Große und schwere Rollen hatte sie in Zeit von drei Tagen zu memorieren und auf die Bühne zu bringen. Sie war guter Hoffnung und mußte sich auf alle Weise bemühen, ihren Zustand zu verbergen. Es gelang ihr auch, aber unter welchen Qualen! Sie bedurfte aller ihrer Energie, um anzuharren, hatte die Direktion ihr doch eine Erhöhung der Gage in Aussicht gestellt, die das junge Paar nur zu gut gebrauchen konnte. Ist wollte sie verzweifeln, dann trösteten ihre Kolleginnen sie und erzählten ihr von Schauspielerinnen, die am Abend noch gespielt hatten, in der Nacht niedergekommen und nach zehn Tagen wieder aufgetreten waren. . . . Die zarte, noch nicht sechzehnjährige Frau wollte diesen tapferen Kolleginnen nicht nachsehen, -- da machte die Direktion dem Martyrium ein Ende und entließ sie ohne Mündigung bis zu ihrer Wiederherstellung. Sie ging mit dem Gatten nach Prag, wo sie für die kennende schwere Stunde ihre Mutter zur Seite hatte. Kautsky hatte damals das Glück, zwei Bilder zu verkaufen, er konnte sich häuslich einrichten, und kaum sechs Wochen nach ihrem letzten Auftreten kam Minnas Erstgeborener, Karl, zur Welt. Die Sorge für das schwächliche Kind nahm sie fürs erste ganz in Anspruch. Ihm zuliebe schlug sie ein sehr vorteilhaftes Engagement an das Hamburger Thalia-Theater aus. Sie mochte sich nicht von ihrem Kinde trennen. Bald darauf wurde sie für das deutsche Landestheater in Prag gewonnen; ihre künstlerische Entwicklung berechtigte zu hohen Erwartungen, als sie von neuem Mutter wurde. Sie bekam im Januar 1856 eine Tochter und im Dezember 1857 noch einen Sohn. Die Anstrengungen der Berufstätigkeit im Verein mit dem starken physischen Sträfeverbrauche durch drei Geburten rächten sich jetzt. Minna Kautsky war noch nicht 20 Jahre alt, als ein schweres Lungenleiden sie befiel. Lungenblutungen traten nach heftigen Anstrengungen auf und wiederholten sich oft so lange, bis Erschöpfung eintrat. Die Ärzte wünschten vollste Ruhe und äußerste Schonung des schwer angegriffenen Organismus. Befolgte sie diese Verordnung, so erholte sie sich immer verhältnismäßig rasch, jede Uebertretung brachte schlimme Rückschläge. Von einer Bühnentätigkeit konnte so vorderhand nicht die Rede sein. Minna Kautsky wäre frohlos gewesen, wenn sie nicht ihre Kinder gehabt hätte. Bisdem hatte sie sich in einem beständigen Konflikt zwischen den unausweich-

lichen Pflichten ihres Berufs und den nicht minder dringenden ihren Kindern gegenüber befunden, jetzt konnte sie sich diesen ungeteilt widmen, so weit es ihr Gesundheitszustand gestattete. Sie waren die Wesen, die sie am zärtlichsten liebte, deren Entwicklung sie mehr als alles andere auf der Welt interessierte und die sie nach ihren eigenen Worten fittlich beeinflussten, denn sie wollte ihrer würdig sein. Ihr Mann gab damals die Staffeleimalerei auf und wandte sich der Dekorationsmalerei zu, für die er ganz besonders befähigt war. Er schlug auf diesem bisher vernachlässigten Gebiete neue Bahnen ein und hatte bald den Erfolg, daß er an das Wiener Theater in der Josefsstadt zur Ausstattung von Richard Waagners „Lohnhändler“ berufen wurde. Leider blieb ihm das Glück nicht tren. Ein Zerwürfnis mit dem Direktor bewirkte, daß Kautsky mit seiner Familie nach Prag zurückkehrte, wo in jener Zeit eine arge Wohnungsnot herrschte, von der natürlich alle armen Teufel am schlimmsten betroffen wurden. Zu diesen zählte auch Kautsky, der damals für sich und die Seinen keine andere Wohnung zu finden vermochte als einen großen, saalartigen, fast unbeizbaren Mann in einem Gasthause. In diesem einen Gemach wurde gegessen, geschlafen, gewaschen und gewalt; hier studierte Minna Kautsky ihre Rollen vor den erlauchten Augen ihrer Kinder, die sich indes bald daran gewöhnten, ihre Mutter deflamieren, weinen, schluchzen und rasen zu sehen und zu hören. Sie hatte sich entschlossen, zur Bühne zurückzukehren, obgleich ihr Lungenleiden noch keine erhebliche Besserung zeigte. Es war auch hier die Not, die kein Gebot duldete.

Minna Kautsky wollte sich jetzt als Tragödin versuchen. Sie erhielt einen Ruf an das damals gut geleitete Hoftheater in Sondershausen, wo sie mit ihren Auftrittsrollen als Adrienne Lecouvreur, Deborah und Philippine Welfer großen Erfolg hatte. Ihre Kinder hatte sie in Prag zurücklassen müssen. Da sie die dauernde Trennung von ihrer Familie nicht zu ertragen vermochte, lehrte sie am Schluß der Theaterjahren nach Prag zurück. Man wünschte sie in Berlin zu günstigen Bedingungen zu engagieren, aber die Liebe zu den Ahrigen entschied: sie blieb mit ihnen vereint und fand Beschäftigung an dem Prager tschechischen Theater. Mit der ihr eigenen Energie überwand sie die Schwierigkeiten, die sich der künstlerischen Wiedergabe in einer Sprache, die nicht die Muttersprache ist, entgegenstellten. Schon in ihrer Auftrittsrolle als Gretchen im „Faust“ riß sie die Zuschauer zu hellem Enthusiasmus hin. Noch heute nach fast einem halben Jahrhundert vermag sie nicht ohne tiefe Bewegung von dem Triumphe jenes Abends zu sprechen. Sie spielte nun in rascher Folge immer in tschechischer Sprache die Jungfrau von Orleans, Portia, Thella im „Wallenstein“, Maria Stuart. Begeisterte Anerkennung wurde ihr zuteil, da machte ein schwerer Rückschlag des alten tschechischen Leidens die weitere schauspielerische Entwicklung dieser begnadeten Künstlerin für immer zunichte: erst 21 Jahre alt, mußte sie mit welchem Schmerze! -- der Bühne entzogen. Zum Glück fand ihr Mann jetzt endlich eine seiner Begabung entsprechende Stellung am Burgtheater in Wien, wohin er von Laube berufen wurde. Später gründete er ein eigenes Atelier, das sich bald eines großen, wohlverdienten Rufes erfreute.

Minna Kautsky bedurfte nun viele Jahre lang aller ihrer Geduld, um ihre schweren körperlichen Leiden zu ertragen, die sich nach der Geburt noch eines Knaben in einem Grade steigerten, daß ihr Zustand von den Ärzten als nahezu hoffnungslos angeesehen wurde. Sie hatte indes eines, das sie immer wieder aufrechtete, die Freude an ihren sich prächtig entwickelnden Kindern, deren Erziehung der

Gegenstand ihrer zärtlichsten Sorge war. Doch darüber hinaus verlangte ihr reger Geist nach Nahrung, nach Wissen und Kenntnissen, welche die Ungunst der Verhältnisse ihm lange vorenthalten. Sie lernte im Wett-eifer mit ihren die Schule besuchenden Söhnen, um die großen Lücken in den Fundamenten ihrer Bildung auszufüllen. Dann las und studierte sie geschichtliche und philosophische Werke, darunter Kant, Schopenhauer und Feuerbach. Durch die Lektüre von Stuart Mill wurde sie zu eingehendem Studium der Frauenfrage angeregt. Ihr Wissens- und Bildungsdrang konnte sich gar nicht genug tun. Alles, was ihrer innersten Natur gemäß war, griff sie begierig an, um es — von einem ungewöhnlich scharfen Verstande gut beraten — in sich zu verarbeiten. Diesen Wissensdrang teilte ihr inzwischen zum Jüngling herangewachsener Sohn Karl, nachmals der bekannte sozialdemokratische Theoretiker, der eine außerordentlich schnelle geistige Entwicklung genommen hatte. Ihn schloß sie sich besonders innig an, mit ihm interessierte sie sich für Fragen der Politik und des öffentlichen Lebens. Als der Kommuneaufstand in Paris ausbrach, konnte niemand begeisterter mit den todesmutigen Kommunekämpfern fühlen und leiden als der junge Karl Kautsky und seine mit ihren Kindern jung gebliebene Mutter. Damals wurde zuerst ihr Interesse für sozialistische Ideen geweckt, und beide ruhten nun nicht eher, als bis sie sich die Hauptwerke der sozialistischen Literatur, die Schriften von Lassalle, Warr, Engels usw. verschafft und gemeinsam gelesen hatten. Auch sozialistische Broschüren, eine kleine sozialdemokratische Zeitung, die in Wien erscheinende „Gleichheit“, fanden ihren Weg in das Kautskysche Haus und trugen dazu bei, daß Mutter und Sohn die brennenden Fragen der Zeit unter ganz neuen Gesichtspunkten betrachten lernten. Bald waren Minna und Karl Kautsky enthusiastische Anhänger der sozialistischen Lehre. Karl bezog die Universität und seine Mutter nahm nun auch an seinen Studien teil, soweit sie ihrer Eigenart zulagten.

In jener Zeit beschäftigte der Darwinismus die Geister der gebildeten Welt, und auch im Hause Kautsky wandte sich ihm bald alles Interesse zu. Durch ihre Studien war Minna Kautsky wohl vorbereitet für das Verständnis der darwinistischen Lehre. Dieses Fortschreiten in wissenschaftlicher Erkenntnis gewährte ihr eine so hohe Befriedigung, einen so reinen Genuß, daß sie zeitweise alle Beschwerden ihrer kranken Lunge darüber vergaß. Mutterglück und Mutterstolz waren auf das innigste mit diesem hochgesteigerten geistigen Leben verwebt, das Minna Kautsky mit ihrem früh gereiften Sohne in wahrhaft idealer Gemeinsamkeit lebte. „Er war mein Führer, mein Lehrer, mein Freund.“ — mit diesen Worten hat sie selbst ihr Verhältnis zueinander ebenso schön wie treffend charakterisiert. So intensiv hatte sie die Wonne des Lebens kaum in den Zeiten ihrer schauspielerischen Triumphe empfunden, wie damals, als sie zum ersten Male das Leben der Gesamtheit von einer höheren Warte überschauen lernte. Dieses innerliche Gehobensein war zudem von gütigem Einfluß auf ihren Gesundheitszustand. Sie wollte gesund werden, und allmählich trat auch wirklich eine anhaltende Besserung des Befindens ein. Ein längerer Aufenthalt in den Alpen vollendete den Heilungsprozeß in der zum Teil zerstörten Lunge, so daß die Genesene bald von sich sagen konnte: „Ich fühlte mich wieder vollkräftig und frisch und jung, alles in mir war in Fluß und Bewegung gekommen.“ Der künstlerisch gealtende Trieb war durch lange Jahre zurückgedrängt worden; jetzt erwachte er wieder, aber

er suchte sich ein neues Feld der Betätigung: Minna Kautsky griff zur Feder.

Zunächst lag ihr jeder schriftstellerische Ehrgeiz fern; sie hatte nur das Bedürfnis, alles, was sie in den letzten Jahren innerlich erlebt und was ihr ganzes Denken revolutioniert hatte, sich von der Seele zu schreiben. Ihr getreuer Karl mußte natürlich ihre ersten tastenden Versuche begutachten; sein Beifall ermunterte sie, fortzufahren. Inzwischen hatte Karl Kautsky seine Universitätsstudien beendet und war bereits seit 1875 eifriger Mitarbeiter verschiedener sozialdemokratischer Zeitungen. Er schickte die erste größere Erzählung seiner Mutter, „Ein Proletarierkind“, an Liebknecht, der in jener Zeit die eben begründete „Neue Welt“ redigierte. Liebknecht nahm die schlichte Erzählung an, in der sein geübtes Auge ein starkes ursprüngliches Talent erkannte und forderte die Verfasserin zur ständigen Mitarbeiterin auf. Das war mehr, als sie geträumt hatte. Sie war überglücklich, und der erste freundliche Erfolg besenerte sie zu weiterem Schaffen. Schon 1877 schrieb sie die Erzäh-



Minna Kautsky.

lung „Eine gute Partie“ für die „Neue Welt“. 1878 verfaßte sie ein fünfaktiges Trauerspiel „Madame Roland“, das eine der interessantesten Frauengestalten der großen französischen Revolution zur Heldin hat. Man muß es der Verfasserin zugestehen, daß ihr der Kühne Wurf gelungen ist. Das Drama ist reich an packenden Szenen aus der Revolution, vor allem der 3. Akt, den eine stürmische Konventsitzung ausfüllt, in welcher das Schicksal der Girondisten entschieden wird. Manon Roland sehen wir in ihrem beherrschenden Einfluß auf die Führer der Gironde, aber auch in dem Widerstreit zwischen Pflicht und Liebe, der ihr Inneres zerstört, aus dem Gefängnishaft und der Tod auf dem Schaffott ihr einzige Rettung erscheinen. Kein Geringerer als Laube erkannte die Bühnenwirksamkeit des Stückes. Er wollte es auführen und leitete zu diesem Zwecke Unterhandlungen mit dem Autor M. Kautsky ein, in dem er schließlich zu seiner großen Ueberraschung eine Dame kennen lernte. Die Verhandlungen zerklüfteten sich indessen, weil die Verfasserin Laubes gewalttätigen Streichungen nicht zustimmen konnte, und später fand sich keine Bühne mehr, die den Mut hatte, ein derartiges Revolutionsdrama auf die Bretter zu bringen.

Im Sommer des Jahres 1879 ging Minna Kautsky zu längerem Aufenthalt nach Hallstatt

im Salzkammergut, wo sie die Gelegenheit wahrnahm, die Lage der Salzarbeiter zu studieren. Es war ein besonders intelligenter Schlag von Arbeitern, die hier unter den entwürdigendsten Bedingungen eine aufreibende und gefährliche Arbeit zu verrichten hatten. Damals war Hallstatt noch ein weltabgeschiedener Gebirgswinkel. Trotzdem hatten sich hier schon freiheitliche Ideen auf religiösem und politisch-sozialem Gebiete eingenistet und ausgebreitet. Sie waren in den vierziger und fünfziger Jahren durch den berühmten Bauernphilosophen Konrad Deubler angeregt worden, der sich eifrig bemühte, unter seinen Landsleuten Bildung und Aufklärung zu verbreiten. In der Zeit der schwärzesten Reaktion vertrieb er die damals verbotenen materialistischen und naturphilosophischen Schriften unter der Arbeiterschaft, eine Kühnheit, die der freie Sohn der Berge mit vier Jahren schweren sterkers bißen mußte. Diesen originellen, materialistisch gesinnten Bauern und Volksmann, den Freund von Feuerbach und David Strauß, lernte Minna Kautsky in dem nahen Gollern kennen und hochschätzen. Sie hat ihm später ein literarisches Denkmal gesetzt in einer sehr fleißigen Arbeit über die Verhältnisse der Staatsarbeiter im Salzkammergut, sowie in einer ausführlichen Besprechung des Dodelschen Buches über Konrad Deubler. Einer großen Zahl der prächtigen Arbeitertypen, die sie in Hallstatt kennen gelernt, begegnen wir in ihren späteren Romanen wieder, besonders in „Die Alten und die Neuen“.

1881 erschien in der „Neuen Welt“ Minna Kautskys erster großer Roman „Stefan vom Grillenhof“, den viele für ihr bestes Werk halten. In der Tat strömt hier die Erfindung besonders reich und prächtig, scharfe Streiflichter fallen auf die Entartung der oberen Gesellschaftsschichten. Was aber außerdem dem Roman dauernden Wert verleiht, das ist die kraftvolle, realistische Schilderung der Greuel des Krieges von 1866, die niemand ohne nachhaltige Erschütterung zu lesen vermag. In ihrer strengen Sachlichkeit ist diese Leistung so erstaunlich, daß vor Minna Kautsky keine Frau auf diesem Gebiete etwas annähernd Gleichwertiges geschrieben haben dürfte. Von dem nächtigen Dunkel dieser Kapitel heben sich um so heller diejenigen ab, in denen die Verfasserin die Lichter ihres schalkhaften Humors über Menschen und Situationen spielen läßt. 1882 folgte der vortreffliche zweibändige Roman „Herrschen oder Dienen“, dessen Kern ein Stück der Frauenfrage bildet: „Das Weib soll nicht dienen, es soll aber auch nicht herrschen. In dem einen Verhältnis entwürdigt es sich selbst, in dem anderen den Mann. Gleichberechtigung beider Geschlechter ist das einzig richtige, um aus Mann und Weib zusammen die harmonische Existenz eines wahren, wirklichen Menschen zu schaffen.“

1884 erschien der schon erwähnte Roman „Die Alten und die Neuen“.

Minna Kautsky war nach der Verheiratung ihrer Kinder Großmutter geworden. Ihr häuslicher Pflichtenkreis verkleinerte sich. Sie unternahm nun wiederholte Reisen in das Ausland, teils zu Erholungs- und Studienzwecken, teils um mit ihrem ältesten Sohne, der nacheinander in Zürich, Stuttgart und London lebte, zusammen zu sein. Mehrmals war sie in Italien. Sie hatte das Sehen zu einer wahren Kunst ausgebildet, — und was gab es auf diesen Reisen für ihren immer regen Sinn nicht alles zu schauen und zu genießen! Kunst und Natur begeisterten ihr empfängliches Gemüt gleichermaßen. Das inhaltslose Leben und Treiben der oberen Schichten der Gesellschaft beobachtete sie daheim und draußen gründlich und scharf. Das liebevollste Studium aber



Alfred Loudet: Robespierre, Danton und Marat.

widmete sie nach wie vor der Masse der Arbeiterklasse im modernen Wirtschaftsleben, der Gedanken- und Empfindungswelt des Proletariats. Sein Ringen und Leiden behandelt sie mit Vorliebe in ihren späteren Werken, von denen „Wiktoria“ 1888 und „Helene“ 1895 erschienen. In „Wiktoria“ bildet der Untergang des Kleinhandwerks und der Siegeszug der Großindustrie den sozialen Hintergrund, von dem sich das Schicksal einer der armutigsten Mädchengestalten unserer Erzählerin wirkungsvoll abhebt. „Helene“ gibt in reichem dichterischen Gewande ein Stück Parteigeschichte und eine Reihe trefflich gezeichneter Charakterköpfe aus der internationalen Arbeiterbewegung unserer Tage.

1896 verlor Minna Kautsky den Gefährten ihres Lebens durch den Tod. — Sie blieb zunächst in Wien, wo ihre Tochter verheiratet war und wo die beiden jüngeren Söhne das zu Welt Ruf gediehene Unternehmen des Vaters in erweitertem Maßstabe fortführten. Mit den bürgerlichen Wiener Gesellschaftskreisen unterhielt Minna Kautsky nur insoweit Verkehr, als die Stellung ihres Mannes dies erfordert hatte. Sie war freilich Jahre lang Präsidentin des Wiener Künstlerinnen- und Schriftstellerinnenvereins gewesen, aber auch diese Beziehungen hatten sich sehr gelockert.

Nichts hinderte sie nun, dauernd dort Wohnung zu nehmen, wo sie wahre Interessengemeinschaft und Sympathien in einem größeren Kreise zu finden hoffte: in Berlin. Hier brandete das Parteileben der Sozialdemokratie am stärksten, hier wirkte ihr Sohn Karl, der einen Freundeskreis hatte, zu dem auch sie sich hingezogen fühlte. So lebt Minna Kautsky nun seit fast einem Jahrzehnt in Friedenau bei Berlin. Auch hier ließ sie ihre Feder nicht rasten. Sie schrieb den großen Roman „Im Vaterhause“, der in Wien spielt und vorwiegend kleinbürgerliche Verhältnisse schildert, die sie ja aus ihren Jugendjahren so gut kannte. Sie verlegt die Handlung in die Zeit der höchsten Blüte des Wiener Antisemitismus, dem in der immer mächtiger ihr Haupt emporendenden Sozialdemokratie ein tödlicher Gegner entsteht. Im Vordergrund des Interesses stehen hier — wie auch gelegentlich sonst in ihren Werken — Gestalten aus der Kunstwelt, alle scharf erfaßt und lebensvoll wiedergegeben.

Außer einer großen Zahl von echt volkstümlichen kleineren Erzählungen, die in der Parteipresse und den Parteialendern Deutschlands und Oesterreichs verstreut sind, schrieb sie im Laufe der Jahre auch einige Theaterstücke, unter denen hier genannt seien: das Schauspiel „Albrecht Dürer“, die kleinen Lustspiele „Die Eder-Mizi“ (eine Dramatisierung ihrer ersten Novelle „Ein Proletarierkind“), „Die Doktorbäuerin“ und das vom Volkstheater in Wien preisgekrönte Lustspiel „Sie schützt sich selbst“. Ihre wertvollen literarischen Studien über Hebbel, über das „Gemeindekind“ der Ebner-Eichenbach u. a. Essays legen Zeugnis ab von ihrem feinen Verständnis und sicheren Urteil in literarischen Dingen. Unter den Dichtern des vergangenen Jahrhunderts steht Hebbel ihrem Herzen am nächsten. Das Emporwachsen dieser mächtigen Dichterindividualität aus äußerster Niedrigkeit und Verwahrlosung zu indieren, ist ihr bis in die letzte Zeit hinein ein mit ehrfürchtiger Bewunderung gemischter ästhetischer Genuß gewesen.

So hoch man nun auch die Schriftstellerin Minna Kautsky schätzen mag, deren gesunde realistische Lebensauffassung, von einem föstlichen, echt frauenhaften Humor durchsonnt, sich in keinem ihrer Werke verleugnet, so steht denen, die sie kennen und lieben — und es lieben sie alle, die sie kennen — ihre ganze rein menschliche Persönlichkeit doch noch höher als die bedeutende Erzählerin. Gemütvoll, weise und

energisch, ist sie eine jener seltenen, harmonischen Naturen, die einen Zauber ausüben, dem die Jahre nichts anhaben vermögen. Ihre ganze ungebrochene Persönlichkeit strömt noch heute ein ungewöhnliches Maß von Lebenskraft und Lebensfreude, von tiefquellender Herzlichkeit aus. Und fragten wir sie, stammend über das Wunder dieser frischen Munterkeit und unverwundlichen Jugend mit den Worten Goethes:

„Sprich, wie Du Dich immer und immer erneuert?“ so dürfte sie mit demselben Dichter antworten:

„Kannst's auch, wenn Du immer am Großen Dich freust.“

Das Große bleibt frisch, erwärmend, belebend; Im Kleinlichen fröstelt der Kleinliche lebend.“

Nicht nur in der Jugend hat sie es so gehalten, sondern weit mehr noch später, als ihre langen Leidensjahre für sie Lebjahre der Lebenskunst geworden waren. Nun kann sie im siebzigsten Jahre ihres Lebens von sich sagen: Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle. Die spät erlangene Gesundheit des Körpers ist ihr erhalten geblieben. Sie genießt nicht nur in beneidenswertem Maße die Liebe ihrer Kinder und Enkelkinder, sondern sie findet auch herzliche Zuneigung und verständnisvolle Verehrung in einem gleichsam erweiterten Familienkreise von alten und jungen Freundinnen und Freunden, dessen Seele der moderne Sozialismus ist. Sie alle schöpfen Anregung, Ermutigung oder Erheiterung aus dem Umgang mit der temperamentvollen Frau, die so viel behaglichen Frohsinn um sich zu verbreiten weiß. Mag sie nun den Freunden aus dem reichen Schatz ihrer Lebenserfahrungen mitteilen, von ihrer Künstlerinnenzeit in der Erinnerung schwärmen oder mit feinstem Kunstempfinden von den Eindrücken sprechen, welche dieses oder jenes Meisterwerk auf ihr enthusiastisches Gemüt ausgeübt, oder mag sie im vertrauten Kreise die ernstesten Parteifragen erörtern, stets geht von dieser Frau mit den silberweißen Haaren und den jugendlich blitzenden dunklen Augen der unvergängliche Reiz vollen Menschentums aus, der ihr alle Herzen zu eigen gibt, und niemand scheidet von ihr, ohne sich innerlich bereichert zu fühlen.

Wenn wir uns der herzlichen und herzhaften Art unserer Minna Kautsky immer von neuem erfreuen, so sei eines nicht vergessen: Erst die bewußte Pflege aller ihrer reichen Anlagen, das unablässige Streben nach harmonischer Entfaltung, haben sie zu dem erhoben, worin sie uns Jüngeren vorbildlich ist: das ist ihr Wissensdrang, ihre Liebe zu allem, was Fortschritt heißt, was natürlich, stark und gesund ist, und die ebenso entschiedene Abneigung gegen alles Philistritze und Dekadente.

Möge sie noch lange in sonnigem Humor und künstlerischer Kraft, sich selbst und der Partei zur Freude, unter uns leben und wirken!



Große Zahlen.

Statistische Plauderei von Felix Elnke.

Als man anfing, sich näher mit den allgemeinen Verhältnissen nach Zahl und Zeit zu beschäftigen und zu diesem Zwecke Zusammenstellungen anfertigte, war man sehr erstaunt über die merkwürdigen Tatsachen, die sich dabei ergaben. Man nahm auf den verschiedensten in den Betrachtungskreis gezogenen Gebieten eine auf den ersten Anblick auffallende Regelmäßigkeit wahr. Jedes Jahr wird z. B. in einem Lande oder in einer Bevölkerungsklasse ungefähr dieselbe Zahl von Trauungen vollzogen, es werden etwa gleich viel Menschen geboren, es sterben etwa gleich viel Menschen usw. Länger bekannt waren diese Regelmäßigkeiten bei den Glücksspielen; von da aus haben

sie zu einer weitreichenden Entwicklung eines Zweiges des mathematischen Lehrgebäudes geführt, zur Wahrscheinlichkeitsrechnung. Bei den Glücksspielen drängten sich diese Regelmäßigkeiten naturgemäß dem Beteiligten noch mehr auf, denn ihm mußte daran liegen, näher die Umstände kennen zu lernen, unter denen er gewinnen konnte und verlieren mußte, um die für ihn günstigen Umstände möglichst auszunutzen, die ungünstigen für sich ausschalten und sie eventuell dem Spielgegner zuschieben zu können. Wie es auch damit bestellt sein mag, bei Glücksspielen zeigen sich gewisse Regelmäßigkeiten, die demjenigen besonders auffallen, der noch nicht weiter über den Fall nachgedacht. Eine schon von dem Statistiker Quetelet mitgeteilte Versuchsreihe, welche darin bestand, daß 4096mal eine Kugel aus einer Urne mit gleich vielen weißen und schwarzen Kugeln herausgezogen wurde, hatte das Ergebnis, daß 2066 Ziehungen eine weiße, 2030 eine schwarze Kugel ergaben und somit auf 1000 Kugeln 504 weiße und 496 schwarze fielen.

Anderer, ganz ähnliche Erfahrungen liegen in Menge vor, z. B. erzielte Buffon und andere beim Werfen mit Münzen unter 4040 Würfen 1992mal Revers (Rückseite) und 2048mal Avers (Vorderseite), also 49 Proz. Revers und 51 Proz. Avers. In der Kopenhagener Zahlenlotterie wurden bei 1455 Ziehungen die ersten 45 Zahlen 3640mal, die Zahlen von 46 bis 90 3635mal gezogen. Unsere Leser können selbst derartige Versuche anstellen und werden bei hinreichend oftmaliger Wiederholung gleicher Manipulationen ähnliche Regelmäßigkeiten finden. Dabei darf natürlich nicht willkürlich auf den Eintritt gewisser Ereignisse hingewirkt werden; eine Münze wird man nicht immer mit einer Hand rollen lassen, weil sie wegen der Haltung der Hand und deren Bewegung, nach innen zu sich zu bewegen, eine Sammlung gleichartiger Fälle herbeiführt, sondern man wird sie zweckmäßig auf eine elastische Unterlage, etwa glattes Holz (Tischplatte) oder Marmor aufwerfen oder sie aus einem Würfelbecher nach jedesmaligem Schütteln werfen oder rollen lassen.

Die Tatsache solcher Regelmäßigkeiten in den Lebensbetätigungen der menschlichen Gesellschaft läßt sich mit großem Vorteil auf alle möglichen Fragen des praktischen Lebens anwenden. Sie allein gibt die Möglichkeit, Versicherungsunternehmungen auf eine Grundlage zu stellen, die nach menschlicher Voraussicht sicher zu nennen ist, dadurch ist es möglich, ein wenigstens einigermaßen richtiges Finanzbudget aufzustellen.

Das Ueberraschende für den Laien liegt in der merkwürdigen Regelmäßigkeit, die bei einer großen Anzahl von Beobachtungen sich zeigt. Wirft man, um bei dem obigen Beispiel zu bleiben, eine Münze, so kann es kommen, daß man 5mal hintereinander Avers oder Revers wirft; aber schon bei einigen hundert Würfen bemerkt man, daß die Zahlen der beiden möglichen Fälle einander sehr nahe liegen. Je größer die Zahl der Würfe ist, desto mehr werden sich die Anzahlen der beiden entgegen gesetzten möglichen Fälle nähern. Aus diesen und ähnlichen Versuchen können wir die Tatsache entnehmen, daß gewisse Regel- und Gesetzmäßigkeiten bei vereinzeltten Vorgängen gar nicht zu erkennen sind, während sie bei Massenbeobachtungen, bei Beobachtungen in großen Anzahlen, sehr deutlich zutage treten. Man hat daher nach dem Vorgange des französischen Mathematikers Poisson von einem „Gesetz der großen Zahl“ gesprochen und dieses vielfach als eine den großen Massen innewohnende Kraft in dem Sinne behandelt, daß sich durch die große Zahl eine Gesetzmäßigkeit herstelle.

(Schluß folgt.)

Geschichte eines Patenlöffels.

Von Gottfried Kinkel.

(Fortsetzung)

In der Zeit, als noch der Karnival den Rheinländern die politische Volkserkennung ersehen mußte, da gehörte Herr Stirb zu den wichtigsten und freisinnigsten Medlern der Baskete. Als aber im März achtzehnhundertachtundvierzig der Völkersturm losbrach und statt der lustigen Karrenfarben das ernste Schwarz-Mot-Gold an Mützen und Hüten sich geltend machte, was erwartete man da nicht alles von der Verehrtheit und dem Talente meines Taxatorst! Aber gleich den Wagern, den Krudt, Wassermann und Schmerlingen sah auch er hier das Ende der Revolution mit Brettern zugenagelt und ging in den konstitutionellen Verein. Wo war da der getreue Eckart, der ihn vor dem Beschreiten dieses Bennisberges warnt! Wohl wird der von einem süßen Taumel erfasst, der aus der Hippokrene getrunken. Aber wer im letzten Sommer seine Mittwochabend in Soneckers Saal zubachte, der trat als ein ewig Nüchtern wieder heraus in die Freiheitstrunkene Welt. Bald merkte man es unserem Stirb an, sein Wiß hatte in dieser Umgebung gelitten, denn einen von ihm selbst provozierten Liebes alten Freundes und Genossen parierte er nur mit Klapppatronen, und einer Metonchaisell! Siehe „Vommer Wochenblatt“ Nummer zweihundertsebenundvierzig vom zwölften September achtzehnhundertachtundvierzig.

Man hat es schon öfters wahrgenommen, daß große Männer geringeren Wert auf ihr Haupttalent legen, als auf eine Liebhaberei, sei auf ein pures Steckenpferd. Goethe wußte sich weniger mit seinen trefflichen Gedichten, als er stolz auf seine mittelmäßigen Forschungen in naturwissenschaftlichen Fächern war, Beethoven verschmähte es, seinen eingeladenen Freunden seine Sonaten vorzuspielen, aber wenn er ihnen etwas Rechtes zugute tun wollte, so bereitete er ihnen, mit der weißen Schürze seiner Köchin angetan, selbst ein Essen, daß keiner herunterbringen konnte. Herr Stirb wendete den ihm gebührenden Preis, ein virtuoser Hanswurst zu sein, von sich ab auf einen Dilettanten, und rühmt sich (Hört! hört!), daß die Konsequenz kein eigentliches Fach sei.

Im Jahre siebzehnundertsebenunddreißig war es, als der Professor Gottsched in Leipzig feierlich den Hanswurst verbrannte. In der erhabenen Würde seiner Allongeperücke ahnte Gottsched so wenig als viele seiner Kollegen und Nachkommen im Amte, daß sie für alle Zeiten die komischen Personen der Weltgeschichte bleiben würden. Der Ehren-Hanswurst aber erstand wie ein Phönix aus der Asche, und spukt seither in allen Gestalten, selbstbewußt oder unbewußt . . . und gebärdet sich um so ergötzlicher, je mehr er sich ärgert, daß ihm der Zopf hinten hängt!

Alle diese Gedanken wog ich in meinem metallenen Haupte, während Stirb mich selbst nachdenklich in seiner Hand wog und meinen Wert mit diesem Nutsernst feststellte. Alsdann aber wurde ich von neuem mit einer Masse anderen Gold- und Silberframs in einen Kasten geworfen, versiegelt und auf der Eisenbahn in die unbekannte Ferne hinweggeführt.

In diesem Kasten herrschte eine schwere und drückende Luft, und die Bekanntschaften, die ich hier unter den Kleinodien machte, waren meist abschreckender Natur. Zum erstenmal öffnete sich mir, nachdem ich bisher in der ganz reinen Gotteslust einer Kinderstube und eines wackeren bürgerlichen Hauswesens gelebt hatte, ein schändernder Blick in das menschliche Verderben. Da waren Ringe mit echten und mit falschen Steinen, an deren jedem eine verlorene Mädchenehre hing. Da waren Ketten, welche

verlassene Frauen ihrem Liebhaber zurückgeschickt hatten und die alsdann von deren Hand süßlos um den Hals einer neuen Geliebten geschlungen worden. Da gab es Medaillen für Beamte, die ihr Leben lang für nichts als Erdriekung der Freiheit tätig gewesen waren. Es fehlte an Krampfangen nicht, um drehwillen Wucherer einen armen Handwerker ausgepöndel hatten. Silberne Leuchter waren da, Geschenke reicher Bornländer an mächtige Männer, und es fehlte sogar an einem silbernen Strenzchen nicht, das ein kühner Räuber dem Sarge einer ausgegrabenen Leiche entriß, der es als Liebeszeichen von den weinenden Kindern mitgegeben war. Ja ich darf wohl sagen, daß diese doch nur kurz dauernde Fahrt mir die längste Nacht und den furchtbarsten Tag meines Lebens gebracht hat. All der unermeßliche Reichtum, den der Besitz des Goldes über die Menschheit gebracht hat, dehnte sich in Bergen des Verbrechens und Abgründen des Jammers wie eine weite, grauenvolle Landschaft des Höllenbrennens vor mir aus.

Die Fahrt war vorüber. Wir wurden in ein ungeheures Zimmer geschleppt, an dessen unversiegelter Tür mit großen Buchstaben geschrieben stand: Schatzkammer. Wir freuten uns auf die Herrlichkeiten, welche uns hier erwarteten, denn in der Dämmerung und einer Nacht, deren Erzählungen ich so oft in einer Vommer Kinderstube hatte vorlesen hören, war es ja immer so prächtig geschildert: der Fußboden mit goldenen Zechinen belegt, die Wände mit Diamanten und Perlen besetzt und große Marinkel von der Decke als Lichtträger herabhängend. Ach, was mußte das prächtig sein! Aber welche Enttäuschung! Als sich die Schatzkammer vor uns anbot, da starrten uns vier fahle Wände an. Wir schauten in die eine Ecke des ungeheuren Zimmers: da war nichts; wir blickten heuschrecklich in die andere Ecke, und da war auch nichts. Denn es herrschte in diesem Hause eine ungeheure Ordnung und man liebte es nicht, daß die Sachen sich aufhäufeln; deshalb kaufte man alles, was einkam, sich augenblicklich wieder durch Ausgaben vom Halbe.

In der folgenden Nacht kamen zwei Männer mit Laternen auf unsere Stube, die sich untereinander Erzellenz titulierten. Sie leuchteten in eine jede Ecke, und obwohl sie sehr gut wußten, daß in keiner etwas sei, so ließen sie doch, sobald sie durch Augenschein aufs neue von der Tatsache unumstößlich sich überzeugt hatten, aus ihrer Brust in jeder Ecke einen tiefen Seufzer aufsteigen: Also, Erzellenz, eine Zwangsanleihe! Hierauf blies der Zweite einen dreifach schweren Seufzer aus, schüttelte den Kopf und sagte: Ja, leider, Erzellenz, also eine Zwangsanleihe! Als dann wandten sie sich zum Gehen, und der eine ging auch wirklich.

Der andere aber, ein kraftvoller Mann in Hemdärmeln und mit einer Zigarre im Munde, ließ zufällig einen Blick über unser armes Häußlein streifen, und hob in Gedanken mich auf. Er sah das Wappen und die Anfangsbuchstaben, die ich auf meinem Stiel trage; und unter dem zuckenden Lächeln seines Mundes verbar sich vielleicht eine Träne. Es waren die Anfangsbuchstaben meines Vaters und zugleich die seiner eigenen Frau; auch das Familienwappen stimmte. Ja, es war seine Frau gewesen, die einst als Patin mich in Bonn gekauft und in die Wickelschur gebunden hatte, und bei diesem Anblick trat dem gebeugten Manne seine ganze bürgerliche Vergangenheit mit ihrem idyllischen Hauswesen, mit seiner herzlichen Vaterfreude an den ausblühenden Talenten seiner Kinder und mit dem unverwüßlichen Ruf von Rechtlichkeit

entgegen, die sich damals an seine anerkannte Firma heftete. Er empfand sich noch einmal als den mächtigen, angebeteten Vertreter seines Volkes, und im Gefühl seiner jetzigen Stellung preßte er mich heftig in seiner Faust. Er sandte durch das eine Fenster einen düsteren Blick hinüber nach dem hell erleuchteten Schloß und noch schmerzlicher schaute er durch das andere Fenster über die Baumspitzen weg, nach dem großen Bau da drüben. Seine Seele zerbrach in ihrem inneren Widerspruch, und eine Träne nur eine, lief über das strenge Gesicht herab; seine Hand zitterte, ich fiel aus ihr klingend auf den Boden. Von dem Schall erwachte er aus seinem trüben Traum und verließ mit festem und gemessenem Schritt das Gemach.

Es vergingen uns in diesen dumpfen Mauern mehrere Tage; auf einmal hieß es, wir müßten in die Münze. In einem großen Saale schleppte man uns fort, die den Tod im Antlitz trugen, denn nun sollten wir ja sämtlich unsere alte Form verlieren und in die neue Gestalt der Apostel übergehen, die da in aller Welt ihr allen Völkern und Jüngern verständliches Evangelium verkündigen. Wir empfanden uns wie die Sterbenden, aber wir harrten ja einer neuen Auferstehung. Es war mir ein furchtbar schönes und doch alle Nerven erschütterndes Schauspiel, als ich so Stück vor Stück meiner Gefährten in den Tiegel stiegen und mit augenblicklicher Auflösung seiner bisherigen Form leuchtend in die allgemeine Masse verrinnen sah. Ich selbst erwartete, gespannt zwischen halber Freude und halber Angst, meine eigene Auflösung. Müßt Ihr nicht auch so, Ihr Menschen, wenn Euer brechendes Auge der alles verflüchtigen Tod mit kaltem Hauche läßt?

Doch kam es dazu bei meiner kleinen Wenigkeit nicht; ich war unter den letzten Stücken, die ganz zufällig zurückblieben, weil die Zahl der Gold- und Silberbarren voll war. Ich sah dann, wie diese Barren gemünzt und als Friedrichsdor und Taler in Rollen fortgetragen wurden. Ach, und wozu dienten sie jetzt! Um das Vaterland zu retten, hatte man sie hergegeben, und nun mußten sie in die Welt laufen, um das Meer auf den Weinen zu erhalten und die Leutnants zu bezahlen und die Beamten zu stärken; die mit Gott für König und Vaterland ihr fassches Ehrenwort einsetzten, und Flugblätter für Wahlmänner zu bezahlen. Ich freue mich noch heute, daß der Zufall meine Verwendung zu diesem Zwecke verhindert hat, solche Schmach hätte mich zum Selbstmorde veranlassen können.

Die Zeit war mittlerweile im Staate so erschrecklich stürmisch geworden, daß man ein zelner Patenlöffel und zuzeiten sogar der Paten selber vergaß, die man über See hatte. Oft vernahm ich fern aus der großen Stadt herüber Stimmengewirr und ein Getöse wie das Rauschen schwer beladener Wagen; oft auch erlauchte ich aus den Gesprächen der Arbeiter, die um mich in der Münze tätig waren, eine Nachricht von blutigem Zusammenstoß in einzelnen Städten der Provinz, aber bald war alles wieder still, denn das Meißengewicht der Despotie drückte überall auf der weiten Erde die schwachtenden Völker zu Boden.

Die Monate kamen und gingen, die Welt tolete nicht mehr. Es kam ein Winter kalt von Schnee, raub von Wind, eine Geißel Gottes über die Feigheit der Völker. Wenige Menschen hatten noch Brot zu essen, denn niemand gab mehr Geld, ihnen Arbeit und Arbeitslohn zu schaffen. Die kleinen Kinder erfroren an den ausgedörrten Brüsten ihrer Mütter; mit den Vätern teilten die Soldaten den letzten Bissen ihres Monatsbrots. --

(Schluß folgt.)

Ihr düstern Mauern . . .

Ihr düstern Mauern, Straßen, staubbedeckt,
Seld mir gegrüßt! Ihr kennt den Wanderer doch,
Der aus dem Schlafe oft euch aufgeschreckt,
Wenn er geschritten unter seinem Joch.

Im Traume schaute er ein gastlich Haus
Und süße Söhne drangen an sein Ohr.
O, lachet nur den alten Toren aus,
Der sich in eitler Träumerei verlor.

Fremd wie er kam, so zog er wieder fort
Und was ihm nahe schien, das liegt so fern,
Vertlungen ist das Lied, verhallt das Wort,
Dem er gelauscht, dem er geglaubt so gern.

Die Blumen, die er brach, sind längst verdorrt,
Was man ihm gab, das gab er voll zurück,
Alem wie er kam, so zog er wieder fort,
Mit seiner Sehnsucht in der Brust nach Glück.

Einsam und ziellos nimmt er seinen Lauf,
Ein Heimatloser, dem kein Obdach winkt;
Ihr stillen Straßen nehmt ihn gastlich auf,
Den müden Flüchtling, der nach Frieden ringt.

Emma Claußen.

Robespierre, Danton und Marat.

Loudets Bild stellt zu einer politischen Besprechung in einem kritischen Augenblick der französischen Revolution vereinigt die drei Männer dar, die von einzelnen Menschen am meisten geliebt haben, um den endgültigen Sieg der Revolution über die ehemaligen Privilegierten und ihre ausländischen Verbündeten, sowie über die girondistischen Bourgeoisrepublikaner herbeizuführen, denen die Sonderinteressen ihrer Klasse so sehr über das allgemeine Interesse gingen, daß sie ihrem Haß gegen die Sansculotten und ihre Führer freien Lauf ließen, anstatt mit dem Berg zusammen den inneren und äußeren Feinden der Republik entgegenzutreten: der Zeit des Kampfes zwischen Berg und Gironde gehört die Zusammenkunft offenbar an, die unser Bild darstellt. Die Szene spielt in Marats Wohnung, im Arbeitszimmer des revolutionären Journalisten. Man sieht es an den umherliegenden Zeitungen, dem Redaktionsstisch, vor dem Marat steht und der Wadenhaken im Nebenzimmer, worin ihn am 13. Juli 1793 der tödliche Stich Charlotte Cordays erzielte. Daß in Marats Zimmer eine solche Konferenz mit Robespierre und Danton stattgefunden hat, wie Loudet sie annimmt, ist schon möglich, wenn auch wohl kaum geschichtlich nachgewiesen. Wie dem auch sei, jedenfalls darf man aus der Anwesenheit Dantons und Robespierres in Marats Wohnung nicht etwa schließen, daß sie dort als persönliche Freunde des Volksfreundes aus- und eingegangen seien. Menschlich waren die drei einander nicht nahe. Was Robespierre angeht, so stand die an seiner Seite dargestellte dämonische Dogge, auf die er große Stücke hielt, seinem Herzen wohl näher, als Marat, mit dem ihn nur die politische Notwendigkeit zusammengebracht hatte, während im übrigen Charakter, Anschauungen, Lebensgewohnheiten zu sehr differierten, als daß sie einander hätten menschlich nähertreten können. Ebenjowenig war Marat mit Danton persönlich befreundet. Die girondistischen Gegner der Bergpartei gingen freilich in den Anfängen der Republik mit dem Gemeindegewaltigen des Triumvirats, einer gemeinsamen Diktatur der drei Revolutionäre haufieren. Aber nicht in diesem girondistischen Sinne darf man das Bild auffassen: das wäre ganz unhistorisch. Gaben doch Robespierre sowohl wie Danton in den Anfängen des Konvents die Unsinngkeit der Triumviratsidee schlagend dargetan, indem sie Marat förmlich verleugneten. So verwahrte sich Danton gleich in einer der ersten Sitzungen dagegen, der Anführer von Marats Aufrufen zu sein, wies auf seine häufigen Zusammenstöße mit dem Volksfreund in der Kommune und den Ausschüssen hin und erklärte Marat für verbittert durch die Verfolgungen, die ihn zu langem Aufenthalt in unterirdischen Zufluchtsorten genötigt und Leiden über ihn gebracht hätten, womit es zu entschuldigen sei, wenn er sich harteißen lasse. Schließlich beantragte der Medner die Todesstrafe gegen jeden, der es wage, Diktatur oder Triumvirat vorzuschlagen. Ein paar Wochen später wiederholt Danton, daß er Marat nicht liebe, daß er sein vulkanisches und ungeselliges Temperament kennen gelernt habe, und daß daher jeder Gedanke an ein Triumvirat abgeschmackt sei. In ähnlicher Weise widerlegte Robespierre noch Anfang November 1792 die Meinung, daß Marat sein Freund oder sein

Werkzeug sei; sie seien einander fortwährend fremd gewesen: „Einst kam er zu mir, ich machte ihm einige Bemerkungen über seine Schriften und ihre Uebertreibung und sprach ihm das Bedauern der Patrioten aus, daß er unsere Sache durch die Heftigkeit seiner Ansichten gefährde; allein er nannte mich einen kurz-sichtigen Politiker und ließ daselbe auch am folgenden Tage drucken; es ist mithin eine Verleumdung, mich den Aufseher und Verbündeten dieses Mannes zu nennen.“ Danton und Robespierre finden also, daß Marat in seinen Aeußerungen zu weit geht. In der Tat hat der Volksfreund in der Hitze des Kampfes manchmal über die Schür gehauen: Man denke zum Beispiel an seine Aufforderungen zum Plündern von Läden und Aufhängen ihrer Inhaber oder an seine öfter wiederkehrenden Einladungen zum Massakrieren von Aristokraten. Es wäre ganz verkehrt, Marat nach solchen Entgleisungen beurteilen zu wollen: seine Wirksamkeit im ganzen zeigt ihn als einen der größten Vorkämpfer der Revolution im allgemeinen, der Besißlosen im besonderen. Wenn er manchmal zu weit ging, so lag das an seinem äußerst leidenschaftlichen Wesen und daran, daß er in der Tat, wie Danton andeutet, verbittert war. Unser Bild zeigt ihn in der höchsten Erregung: kaum übertrieben; so mag er wohl ausgesehen haben, als z. B. die Girondisten im April 1793 den Beschluß durchsetzten, daß Marat beim Revolutionstribunal auf den Tod anzuklagen sei wegen eines Aufrufes zu den Waffen, worin er das Volk zum Kampf gegen die verräterischen Girondisten aufforderte; die Schlussworte dieses Aufrufes, der im Konvent vorgelesen wurde, wiederholte Marat zur Bekräftigung: „Ja, ja, drauf und dran, Würger, drauf und dran!“ In dieser Situation, wo er mit Gefahr seines Lebens zu seinen Worten stand, wird er wohl, wie auf dem Bilde, die verkörperte Leidenschaft gewesen sein. Auch sonst hat sich sein leidenschaftliches Wesen in den Kämpfen des Konvents wiederholt drastisch bekundet. So zieht er in einer der ersten Sitzungen auf der Mednertribüne eine Pistole hervor, setzt sie sich vor den Kopf und erklärt, er würde sich auf der Stelle damit erschossen haben, wenn ein damals schon gegen ihn beantragtes Aufgeböret durchgegangen wäre. Bei anderen Gelegenheiten gegen seine girondistischen Feinde Schweine, Blödsinnige, beantragt, sie für verrückt zu erklären und verweist einem von ihnen, der ihm die Mednertribüne streitig macht, sogar ein paar Schläge: über dieses „neue Stückchen Taktik“ schreibt er selber, es sei zwar nicht philosophisch, aber sehr patriotisch. Wenn man nun von den Extrazentralitäten Marats im Kampfe gegen die Girondisten spricht, so soll man aber auch nicht vergessen, zu erwähnen, wie diese ihn bis aufs Blut gereizt haben. Sie provozirten ihn durch alle erdenklichen Beleidigungen der größtlichen Art, und überdem trachteten sie ihm beständig nach dem Leben. Ihm sowohl wie Danton und Robespierre haben sie den Kampf auf Tod und Leben, der mit der Ausstoßung und Nechlung der Girondisten endigte, förmlich aufgezwungen. Es entspricht nicht der Wahrheit, wenn, wie so oft geschieht, die Girondisten als verfolgte Unschuld, ihre Gegner als die herrschsüchtigen, brutalen, blutdürstigen Angreifer dargestellt werden. Vielmehr hat die Gironde zuerst nach den Köpfen von Marat, Robespierre und Danton und ihres ganzen Anhangs geschrien. Erst die Notwendigkeiten des gemeinsamen Gegensebes gegen die Girondisten haben Robespierre und Danton näher mit Marat und untereinander zusammengebracht; sonst hegten diese beiden Politiker keine besonderen Sympathien für einander. Es hat lange genug gedauert, bis sie mit Marat die gemeinsame Kampfstellung zum Kriege bis aufs Messer einnahmen. Sie haben gegenüber den immer erneuten wilden Attacken der Girondisten eine erstaunliche Geduld bewiesen. Danton versuchte, den Miß zwischen Berg und Gironde zu überbrücken, eine Verständigung zum einmütigen Kampf gegen die Konterrevolution herbeizuführen; bis er sich schließlich widerwillig überzeugen mußte, daß der Liebe Mühe verloren sei; dann freilich stürzte er sich mit der vollen Kraft und Rücksichtslosigkeit seines titanischen Wesens in die Fehde. Wie er für seine Person im Konvent den Girondisten den Krieg erklärte, das ist in den Memoiren seines Parlamentskollegen und Parteigenossen Levasseur anschaulich und für Danton charakteristisch geschildert. In der Sitzung vom 1. April 1793 beschuldigte der Girondist Lasource unter dem Beifall seiner Partei Danton der Mitschuld an dem Verrat des Generals Dumouriez, dem doch gerade die Girondisten die Stange gehalten hatten. „Die Gestalt Dantons“, sagt Levasseur „war, während diese Rede vom Stapel ging, höchst interessant zu beobachten. Er saß aufrecht, bemüht, in einer Art inneren Kampfes, sich bewegungslos zu verhalten, während sein Auge von Zeit zu Zeit wider aufstammte, seine Lippe sich krämpfete in titanischem Hohn . . .“ Sobald Lasource geendet, springt Danton mit drohend gebaltter Faust und

schredenerregendem Zuden seines Antlitzes auf: da mag er wohl so ausgesehen haben, wie Loudet auf unserem Bilde ihn darstellt. Er nimmt das Wort zu einer seiner feurigsten Reden. „Ich hatte mich verschanzi in der Festung der Vernunft“, sagt er mit einem seiner malerischen Witzes, „aber jeht wie ich ausfallen mit dem Geschick der Wahrheit und die Bösewichter zu Staub zermalmen, die mich anzulagen gesucht.“ Und zu seiner Partei gewendet: „Ihr haltet recht, Freunde vom Berg, und ich halt unrecht, es ist kein Friede möglich mit diesen Leuten. So sei's denn Krieg! Sie wollen die Republik nicht mit uns retten, so soll sie denn gerettet werden ohne sie, gerettet trotz ihnen.“ Er schließt mit der Ankündigung unverföhnlichen Kampfes: „Keinen Frieden, keinen Waffenstillstand ferne zwischen uns und euch.“ Marat wiederholt die Worte freundlich; denn er weiß es; nun wird Danton zu revolutionären Taten drängen. Am längsten dauerte es bei Robespierre, bis er sich zum Glauben an die Notwendigkeit gewalttätigen Vorgehens verstand. Während des Streites mit den Girondisten redete er noch Mitte Mai im Jakobinerklub zum Festhalten an der Geseßlichkeit: „Erst wenn alle gesetzlichen Mittel erschöpft sind, darf man zu gewalttätigen seine Zuflucht nehmen, und außerdem soll man dergleichen nicht in einer Gesellschaft vor schlagen, die sich weise und politisch zeigen muß. Ich weiß, daß man mich als gemäßigten anlagen wird, allein ich bin bekannt genug, um mich vor solchen Vorwürfen nicht zu fürchten.“ Wirklich golt Robespierre bei den Sansculotten damals für nicht radikal, nicht entschlossen genug. Jedemfalls koste es ihm einen schweren Entschluß, ehe er sich mit dem rücksichtslosen Draufgehen einverstanden erklärte. Er war viel vorsichtiger, viel bedächtiger als Marat nicht nur, sondern auch als Danton. Auf unsere Bild ist seine Haltung von derjenigen der beiden anderen auffällig genug unterschieden. Während Marat, ganz Feuer und Flamme, den Auser zum Streit macht, Danton mit einem furchtbaren Erschließ ringt, deuten Robespierres Gesichtszüge zwar auch auf gespanntes Interesse und innere Erregung; aber im übrigen bewahrt er die Selbstbeherrschung die äußere Ruhe. Er war unter den drei berühmten Revolutionären der zurückhaltendste, der überlegteste, aber auch der doktrinärste. Man hat ihn wohl als die verkörperte Formel bezeichnet, an als den Mann der berechnenden Ueberlegung. Zweifellos war er weit mehr Verstandesmensch als Marat, den Freiligrath in einem bekannten Gedichte die fleischgewordene Leidenschaft genannt hat, und auch als Danton, der zwar in höherem Grade als Marat mit der revolutionären Heurigkeit politische Ueberlegung paarte, der aber andererseits nicht so wohl politischer Theoretiker als Mann der Tat war. Seine furchtbare Energie, das stürmische Aufbrausen Marats, die größere Ruhe Robespierres — die hervorstechendsten Verschiedenheiten im Wesen der drei Volkstribunen hat Loudet offenbar in erster Linie veranschaulichen wollen, als er sich an der Gestalten der unsterblichen Revolutionshelden wagt. a. c.

Talmudische Sprüche und Sprichwörter.

Ohr Bissen kein Wissen. — Das höchste Gut ein gutes Herz. — Gerechtigkeit, Wahrheit, Friede sind die Pfeiler der (Kultur-)Welt. — Wein und Wohlgeruch heitern auf. — Vellagenswert, wer Gnaden brot essen muß! — Dem Armen läuft die Armut nach, dem Reichen der Reichtum. („Wer da hat, dem wird gegeben“) usw. — Kein Sterbender, dem die Hälfte seiner Wünsche erfüllt wird. — Der Jungend ein Rosenkranz, das Alter eine Dornenkrone. — Bedrängt gelobt man, befreit vergißt man. — Beim Wein, im Mein und Dein, in zornigen Zwist zeigt sich der Mensch wie er wirklich ist. Wer ist weise? Wer von jedermann lernen will? — Recht arm ist nur der Unwissende. — Besser den Sabbath gar nicht feiern, als Almosen nehmen. — Die beste Apotheke ist die Weinschänke. — Wer mit einer Hand stiehlt und mit der anderen Almosen gibt, ist trotzdem ein Schuft. — Ausschweifung macht vor der Zeit altern. — Je bedeutender ein Mensch, um so heftiger seine Leidenschaften. — Einen gebesserten Verbrecher erinnert man nicht an seine Vergangenheit. — Den Edlen erhebt der Wein, den Gemeinen erniedrigt er. — Ist Dein Tochter manubar, gib einem Sklaven die Freiheit um ihn mit ihr zu verheiraten. (Wenn ein andere schll.) st.

Aile für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!